

2. Eine neuentdeckte eucharistische Taube.

(Hierzu Taf. IV.)

In Münstermaifeld hat der Zufall die Aufmerksamkeit auf ein eben so seltenes als merkwürdiges liturgisches Gefäß hingelenkt, welches dort Jahrhunderte vorhanden, aber bis jetzt unbeachtet geblieben war. Als nämlich bei der Restauration der altberühmten Stiftskirche vor 30 Jahren die spätgothische Steinkanzel mit ihrem zopfigen Schaldeckel entfernt wurde, um in der Fialkapelle zu Wierschem aufgestellt zu werden, musste von dem hölzernen Deckel die angeblich mit Stoff überzogene Kuppel wegbleiben, weil ein Holzanker ein unüberwindliches Hinderniss für ihre Anbringung bildete. Die Kuppel bekrönte eine Holzkugel und diese als Symbol des die Verkündigung des göttlichen Wortes unterstützenden hl. Geistes eine metallene Taube, die ganz mit Goldbronze überschmiert war. Sie wurde von einem bei dem Abbruche beschäftigten Arbeiter in Verwahr genommen und behalten, ohne dass er irgendwelche Ahnung von ihrer Bedeutung hatte. Diese dämmerte ihm erst auf, als ihm vor einigen Monaten das Katakombenbuch von Ott in die Hände fiel, in dem (Seite 323 u. 324) 2 metallene Tauben, die zur Aufbewahrung der hl. Eucharistie dienten, abgebildet sind. Der Pfarrer, dem er sofort seine Entdeckung mittheilte, bestätigte die Vermuthung, zumal sich bei der Entfernung des Bronzeüberzuges herausstellte, dass die Flügel ganz mit Schmelzwerk verziert waren. Der Wunsch des Pfarrers, nähere Auskunft über das seltene Gefäß zu erhalten, führte es nach Köln, wo ich es in natürlicher Grösse photographisch abbilden liess. An dieses Bild, welches die Taube in dem Zustande zeigt, in dem sie gefunden wurde, die Reinigung der Flügel allein ausgenommen, knüpfe ich deren Beschreibung an, der einige Bemerkungen über dieses liturgische Gefäß im Allgemeinen, sowie über die davon noch erhaltenen Exemplare werden vorhergehen müssen.

Zur Aufbewahrung der hl. Eucharistie wurde schon in sehr früher Zeit mit Vorliebe ein Metallgefäß in Form einer Taube verwendet, welche den hl. Geist in seiner Mitwirkung beim hl. Messopfer und in

seiner Gnadenwirkung bei der hl. Communion versinnbilden sollte. Auf diese Form finden sich Anspielungen und Hinweise schon bei Kirchenvätern des IV. Jahrh. Vom hl. Basilius (380) wird berichtet, dass er den dritten Theil des Brodes in eine goldene Taube gelegt und diese auf den Altar gestellt habe. Anastasius in seiner Vita pontif. roman. spricht wiederholt von einem solchen Gefäss: so von einer Patena aus reinstem Gold mit Thurm und Taube, welche Kaiser Constantin in die Basilika von St. Peter stiftete, so von einem silbernen Thurm mit Patena und vergoldeter Taube, welche Innocenz I. in die Kirche der hh. Gervasius und Protasius schenkte, so von einem silbernen Thurm und goldener Taube, die Hilarius widmete. In dem Testamentum S. Perpetui episc. Turon. ist von einem „peristerium et columbam argenteam ad repositorium“ die Rede und unter dem *περιστέριον* wohl der Thurm zu verstehen, der die Taube (*περιστέρα*) umschloss. Auch in den folgenden Jahrhunderten findet sich die „Taube“ öfters erwähnt und zwar immer in Verbindung mit dem „Thurm“. Da dieser in der Regel von minderwerthigem Metalle erscheint, als jene, deren Bestimmung auch dadurch als eine höhere gewährleistet wird, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass sie unmittelbar das Sanctissimum umschloss. Die goldene Taube wurde mit ihrer Patena in dem silbernen Thurm aufbewahrt und dieser entweder auf dem Altar aufgestellt, oder an dem Gewölbe des ihn überfangenden Ciboriums aufgehängt. In einem Rechenschaftsbericht eines Caplans der Sainte-Chapelle von 1298 findet sich die Ausgabe notirt „pro una corda de sirico que sustinet tabernaculum in quo corpus Christi conservatur.“ — Da die Taube sich aber auch schon früh nur mit der Patena, also ohne Thurm, erwähnt findet, so ist anzunehmen, dass die in der romanischen Periode nachweisbare Sitte, sie auf einem Teller stehend und von einer Hülle, einem kleinen Baldachin, umschlossen vom Ciborium herunterhängen zu lassen, weit zurückreicht. — Neben den Gefässen in Form der Taube waren schon früh solche in Gestalt von Büchsen (*pyxides*) in Gebrauch, die meistens cylinderförmig, in der Regel aus Elfenbein, nicht selten aus Gold, Silber oder emallirtem Kupfer bestanden. Sie bildeten, über dem Altar schwebend oder in einem Wandschrank verschlossen, bald die gewöhnliche Aufbewahrungsart für die hl. Hostien, ohne aber die Tauben ganz zu verdrängen. Diese begegnen in der spätromanischen Periode noch ziemlich häufig und auch die gothische Epoche hat auf ihre Benutzung und selbst auf ihre Neuankertigung noch nicht

ganz verzichtet. Vereinzelt erscheinen sie sogar noch in den folgenden Jahrhunderten in Gebrauch und einige französische Kirchen resp. Klöster haben bis zur Revolutionszeit daran festgehalten. Texier spricht in seinem Dictionnaire d'orfèvrerie (1857) von zwei französischen Kirchen zu l'Aguène und Saint-Yrieix, in denen sich die Tauben noch jetzt mit dem alten Aufhängeapparat (suspensio) an der ursprünglichen Stätte über dem Hauptaltare befänden, ohne aber noch benutzt zu werden. Neuerdings haben einige Klöster, namentlich die berühmte Abtei von Solesmes, die alte schöne Sitte wieder aufgenommen, die allerdings bei der jetzigen Art, die hl. Communion auszutheilen, eine sehr kleine Gemeinde voraussetzen würde. Da nämlich bis tief in's Mittelalter die Einrichtung bestand, dass diejenigen, die durch die hl. Communion am Opfer theilnehmen wollten, mit den unmittelbar vorher konsekrirten, auf grossen Patenen liegenden Hostien gespeist wurden, so hatten die wenigen, die hiervon erübrigten, nur den Zweck, im Falle der Noth den Kranken und Sterbenden gereicht zu werden. Zu ihrer Aufbewahrung genügte ein ganz kleiner Behälter und wie die Ciborien bis in's XIV. Jahrh. von sehr kleinen Dimensionen waren, so die muldenartigen Vertiefungen im Rücken der Taube. Diese musste desswegen allmählich aus dem Gebrauche verschwinden, als das Bedürfniss nach grösseren Ciborien sich geltend machte. Aus ihnen, nicht mehr von der Patena, empfangen jetzt gewöhnlich die Gläubigen die hl. Communion, die in den ersten christlichen Jahrhunderten ihre tägliche, in den folgenden ihre gar häufige Nahrung bildete, um nach dem Ablaufe des ersten christlichen Jahrtausends immer seltener, in der glorreichsten Zeit der Kirche merkwürdigerweise zu einer grossen, höchstens auf einige Wiederholungen im Jahre sich ausdehnenden Ausnahme zu werden. Ihr entspricht desshalb auch der geringe Umfang der ovalen Versenkung, welche die charakteristische Eigenthümlichkeit, das eigentlichste Kennzeichen jeder eucharistischen Taube bildet. Es gibt nämlich kirchliche Gefässe in Taubengestalt, die, weil sie dieses Rückenbehälters ermangeln, anderen Zwecken gedient haben müssen. Ein solches befindet sich im Schatze der Soeurs - de - Notre - Dame zu Namur, der bekanntlich aus der Abtei Oignies stammt. Es ist aus Kupfer gebildet, vergoldet und emallirt, ein Werk des berühmten frère Hugo, der kurz nach 1220, als der letzten Datirung einer seiner Arbeiten, gestorben sein muss, und kann nur die Bestimmung gehabt haben, Reliquien zu bergen. Demselben Zwecke diente ohne Zweifel ein Gefäss in Taubenform, welches die

Sammlung Vermeersch in Brüssel enthält und welches in der Publikation der Brüsseler Ausstellung *L'art ancien: Orfèvrerie et émaillerie* Seite 19 von Reusens abgebildet und erwähnt ist. Naturalistisch behandelt mit langem dünnen Schweif und auf einem rings durchbrochenen Fusse stehend, erscheint es als ein Erzeugniss des XV. Jahrh. Aus derselben Zeit, noch öfter erst aus dem folgenden Jahrhunderte stammen manche taubenförmige, meistens aus Silber getriebene Gebilde, die nicht darauf eingerichtet sind zu stehen, sondern zu hangen resp. getragen zu werden. Sie haben mit den eucharistischen Tauben nichts gemein, obgleich sie öfters und noch in der allerneuesten Zeit im Anschlusse an die Entdeckung in Münstermaifeld mit ihnen in Zusammenhang sind gebracht worden. Sie haben nicht einmal einem kirchlichen, wenigstens keinem liturgischen Zwecke gedient, und wenn sie sich vereinzelt noch in Kirchenschätzen vorfinden, so in Monreal bei Mayen und dem Anscheine nach auch in Wernigerode mit der Jahreszahl 1578 (abgebildet und beschrieben von Jacobs in der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte u. Alterthumskunde XX. Jahrg. 1887), so hat dieses in dem kirchlichen Ursprunge der St. Sebastianus-Schützenbruderschaften seinen Grund, die sich ihrer als Abzeichen für den Schützenkönig bedienten. Mit allerlei anderen Denkzeichen, Wappenschildchen etc. bildeten sie einen nicht selten sehr reichen und glänzenden Brustschmuck. Auch im städtischen Museum zu Köln befindet sich ein sehr schönes und noch streng stilisirtes Exemplar. — Im Unterschiede von ihnen stehen die eucharistischen Tauben immer ganz gerade auf einer meistens runden Scheibe, die genau in die Vertiefung eines in der Regel auch runden, oft reich verzierten Tellers passt, welcher an 3 oder 4 Ketten aufgehängt werden konnte. Diese wurden von einem Reifen oder zeltdachartigen Baldachinchen (*peristerium*) aufgefangen, der in einem Ring endigte. An ihm hing diese *suspensio* beim Ciboriumaltar von dem Scheitel des Gewölbes, bei einem Retabelaltar von einem nach vorn ausladenden Krummstabe an einer Kette oder Schnur, an der sie vom Celebranten mit Leichtigkeit heruntergelassen und wieder heraufgezogen werden konnte. Die *Annales archéologiques* von Didron bringen im IX. Bande die Abbildung eines mit einer ähnlichen Vorrichtung versehenen Retabelaltars, der sich ehemals in der Cathedrale von Arras befunden hat, gemäss einem Gemälde des XVI. Jahrh., welches sich in der dortigen Sakristei erhalten hat. Der Altar gehörte in seinen Hauptbestandtheilen, besonders in seiner äusserst merkwürdigen Vorrichtung mit

der von einem herunterschwebenden Engel gehaltenen Pyxis dem XIII. Jahrh. an. Viollet-le-Duc, der ihn in seinem Dictionnaire de l'architecture II, 29 abbildet, entwirft in seinem Dictionnaire du mobilier I, 250 im Anschlusse an ihn einen den Altar bekrönenden äusserst reich und elegant construirten Krummstab, von dem die Taube auf einem Teller unter einem Baldachinchen stehend, herunterhängt. An diesem denkt er sich mit Recht eine mantelförmige reich verzierte Stoffhülle befestigt, die sich in einer Schnur hin- und herbewegen lässt, um das heilige Gefäss je nach Bedürfniss zeigen und herausnehmen, oder verschliessen zu können. Sollte es zur Anbetung ausgestellt werden, so brauchten nur die Zipfel dieser Hülle an den beiden Seiten aufgefangen zu werden, sollte es verschlossen werden, so bedurfte es nur eines Zusammenziehens der den unteren mit Franssen verbränten Rand umfassenden Kordel. Dass diese einfache Art des Verschlusses, von der sich leider kein altes Beispiel erhalten hat, auffallenderweise nicht einmal in der Abbildung, gegen Profanation und Beraubung keine hinreichende Sicherheit bot, ist leicht ersichtlich. Dieser bedeutsame Mangel dürfte zur Einführung und Ausbreitung der diebessicheren Wandschränke und steinernen Sakramentshäuschen mit ihren Eisenvergitterungen wesentlich beigetragen haben. In ihnen mögen desswegen die alten Gefässe und namentlich auch die Tauben vielfach sichere Aufnahme gefunden haben, bis sie grösseren Behältern Platz machten, jenen auf hohem Fusse und Schafte in reicher Architektur sich aufbauenden Metall-Ciborien, die sich in den Kirchen noch zahlreich erhalten haben. Je grösser ihre Zahl, um so beschränkter ist die der erhaltenen eucharistischen Tauben, die ich, soweit sie mir, sei es durch Autopsie, sei es durch Abbildung oder Beschreibung bekannt sind, aufzählen und kurz erläutern will, bevor ich zur Behandlung des neu entdeckten Exemplares übergehe.

Sämmtliche eucharistische Tauben, die mir bekannt sind, stammen aus dem XII. bis XIV. Jahrh., die meisten aus der Uebergangsperiode. Dass sich aus der früheren Zeit kein einziges Exemplar erhalten zu haben scheint, ist um so auffallender, als pyxides, die demselben Zwecke dienten, auch aus dem ersten Jahrtausend noch zahlreich vorhanden sind, namentlich in Italien, aber auch in Frankreich und Deutschland (Berliner Mus., Abteikirche zu Werden etc.). Die meisten von ihnen sind aus Elfenbein gebildet und ringsum mit Reliefdarstellungen ausgestattet. Einige reichen bis in die Katakombenzeit zurück, sehr viele zeigen noch klassische Reminiscenzen. Ihre gewöhnliche Form ist die des Cylinders, der in der

Regel wohl einen flachen (aber nur selten erhaltenen) Deckel aus demselben Material hatte. Pyramidenförmig ist der Deckel bei den aus Bein polygon gestalteten Büchsen (in den Museen zu Berlin, München etc.), deren Architekturformen und Standfiguren auf die Anfänge der romanischen Epoche hinweisen, während die cylinderförmigen Gefässe aus Elfenbein und emaillirtem Kupfer mit ihrem in Charnier sich öffnenden Zeltdachdeckel erst dem Schlusse dieser Periode angehören, aus der auch die in unsere Tage hinübergeretteten Tauben stammen. — Diese sind in Bezug auf Grösse, Material, Einrichtung, dekorative Behandlung einander sehr ähnlich. Die Höhe schwankt zwischen 18 und 23 cm, die Länge zwischen 20 und 26 cm, alle stehen mit ausgebreiteten Krallen auf einer Scheibe in gerader Haltung mit mehr oder weniger geneigtem Schwanz und mit aufgerichtetem Kopfe. Sie sind sämtlich aus Rothkupfer getrieben und vergoldet, fast bei allen die Flügel emaillirt, bei einzelnen auch der Schwanz, der Deckel der Rückenmulde, sowie der Teller, der aber nicht bei allen erhalten geblieben ist. Die Befiederung des Leibes ist bei allen durch gravirte Linien angedeutet, die Augen sind durch Glasflüsse gebildet, die sich bei einigen auch noch als Dekor verwendet finden. Die Rückenbehältnisse, die theils ei-, theils birnförmig oder rund gestaltet, sind an Ausdehnung verschieden. Die Länge scheint zwischen 5 und 6 cm, die Breite zwischen 4 und 6 cm, die Tiefe zwischen 3 und 5 cm zu variiren. Der Deckel, der die Form der Mulde hat, über ihren Rand nur ganz wenig hinausgehend, ist mehr oder weniger convex geformt und in einem Charniere beweglich, welches in der Regel am Halse, sonst auf dem Rücken befestigt ist. Die Mulden sind sämtlich auch im Innern vergoldet, woraus gefolgert werden dürfte, dass sie die hl. Hostien unmittelbar aufnahmen und nicht etwa in einer stofflichen Umhüllung, die ohnehin durch die Enge des Raumes ausgeschlossen scheint. In Bezug auf ihre stilistische Behandlung weisen die Tauben mehrfache Abweichungen auf, die in dem grösseren oder geringeren Naturalismus, von dem der Künstler sich in seinem Gestaltungstribe beherrschen liess, beziehungsweise in den Vorbildern, denen er folgte, ihren Grund haben. In einigen Exemplaren — und diese dürften die älteren sein — tritt unverkennbar das Bestreben zu Tage, in Gestaltung und Haltung sich enger an die natürliche Erscheinung anzuschliessen. Dieses zeigt sich namentlich in den Umrissen der Figur, die etwas schwerfällig und massig erscheinen, nicht leicht und schlank, in der Form und Haltung des Kopfes, der mehr Bewe-

gung als graziöse Ruhe anstrebt, in der Gestaltung des Schnabels, der in seiner Krümmung die Natur noch überbietet, in der Behandlung des Gefieders, welches nicht durch strenge Linienführung gebildet ist, in der Anordnung des Schweifes, der schmal und dünn ist, so wie von schlaffer Wirkung, in der Bildung der Beine und Krallen, welche schwächlich erscheinen. Im Unterschiede von dieser wohl älteren und orientalischen Vorbildern folgenden Auffassung, die in Italien die massgebliche gewesen sein dürfte, hat sich in Frankreich, und mehr noch in Deutschland, eine stilistische Behandlung herausgebildet, die als die ernstere, würdigere und grossartigere gewiss den Vorzug verdient, zumal bei ihr der symbolische Charakter erst recht zur Geltung kommt. Die Gestalt der Taube soll hier ja nur Sinnbild, deswegen die Schlichtheit und Alltäglichkeit der natürlichen Erscheinung überwunden sein durch die Erhabenheit der höheren künstlerischen Auffassung. Sie verlangt edle Contouren, schlanke Verhältnisse, feierliche Stellung; der Kopf darf kleiner, der Hals enger, der Schnabel länger und dünner, die Beine dürfen höher, die Krallen mächtiger sein, als die Natur sie zeigt. Das Gefieder muss, in strenge Linien gebunden, einen dekorativen, um nicht zu sagen monumentalen Charakter annehmen und die Flügel, welche die erhabene Bestimmung des Gefässes am meisten verrathen sollen, haben durch ihr vielfarbiges Schmelzwerk den eigentlichen Glanzpunkt desselben zu bilden. Diese verschiedenen stilistischen Eigenthümlichkeiten sind nicht überall gleichmässig durchgeführt; an dem einen Exemplar ist mehr diese, an dem anderen mehr jene ausgebildet. Je gründlicher sie entwickelt sind, um so erhabener wird der Eindruck der Gestalt sein, deren höheren Zweck Jedem anzeigend, auch Demjenigen, dem er ganz unbekannt ist.

Die naturalistische Behandlung hat am meisten die Taube erfahren, die sich in S. Nazario zu Mailand befindet und von Allegranza (Mon. sacri di Mil. tav. I) veröffentlicht, von Kraus in seiner Real-Encyklopädie II, 822 nachgebildet worden ist. Sie scheint bis in den Anfang des XII. Jahrh. zurückzureichen und italienischen Ursprungs zu sein. Der Schnabel ist stark gebogen, der Schwanz schmal, stark gekrümmt und bis zur Fushöhe herunterreichend. Die knapp gehaltenen Flügel sind emallirt und vorne von einer Borte durchschnitten. Die Vertiefung, deren Ränder erhaben, ist sehr klein und der nach unten sich öffnende Deckel passt im Inneren. Den Hals scheidet ein gravirtes Band vom Kopfe. Der Teller scheint dem Gefässe zu fehlen. — Am nächsten steht ihm die von Gay: Glossaire archéologique Seite

415 abgebildete Taube in der Kirche von l'Aguène, die wohl im Anfange des XIII. Jahrh. in Frankreich entstanden ist. Sie hat einen sehr kleinen Kopf, gekrümmten Schnabel und schmalen, scharf gezackten, aufwärts gerichteten Schwanz. Die emaillirten Flügel sind durch concentrische Segmente gemustert, die durch eine Borte unterbrochen werden. Der runde vertiefte Teller hat einen gravirten Aussen- und Innenrand. Die vier Ketten, die an ihm befestigt sind, werden in der doppelten Höhe der Taube von einem durchbrochenen und verzierten Reifen aufgefangen, über dem sie sich in einem Ringe vereinigen. An diesem hängt sie noch an ihrer ursprünglichen Stelle vom Hochaltare herunter. — Dieselbe Einrichtung befindet sich noch hinter dem später aufgesetzten Tabernakel in der Kirche zu Saint-Yrieix, über deren Taube sich aber keine Notiz findet. — Texier l. c. erwähnt eine aus Rothkupfer gebildete theilweise emaillirte Taube, die er in der Pfarrkirche von Saint-Luperce gesehen und derjenigen von l'Aguène sehr ähnlich gefunden habe.

Die vierte Taube, die Frankreich besitzt, bildet eine Zierde des Museums von Amiens. Sie findet sich bei Caumont, Abécédaire S. 573 abgebildet und beschrieben. Ihr Schnabel ist lang und nur wenig gekrümmt, das Gefieder ist durch eingegrabene rautenförmige Musterung angedeutet. Flügel und Schwanz sind emaillirt, jener vorne zunächst schuppenförmig, sodann gestreift und von zwei mit Kreisen verzierten Borten durchschnitten. Die Beine gerade und steif wie Stelzen und mit den weit ausladenden Krallen auf einer etwas gewölbten Scheibe stehend, deren Uebergang zu dem runden, mit Rautenwerk verzierten und mit 12 kleinen Löchern versehenen Rande eine Hohlkehle bildet. In ihr findet sich von ungeschickter Hand eingravirt ringsum die Inschrift: „olim ecclesiae de Raincheval“. — Auf der folgenden Seite seines Abécédaire bringt Caumont die Abbildung einer ähnlich behandelten, aber etwas einfacher emaillirten Taube mit langem, breitem Schwanz und mit concentrischem Schuppenkranz um das überaus kleine Auge. Die langen, streng stilisirten Beine ragen hoch heraus aus einem rechteckigen Kasten von vergoldetem Kupfer, der auf den Ecken wie in der Mitte mit vier Rundthürmen flankirt ist. Letztere sind mit quadrirten Linien und mit Zinnengiebeln versehen und die sie trennenden Felder mit einem eingravirten Palmettenfriese. Diese ganz eigenartige Tellerbehandlung, zu der es an jeder Parallele fehlt, gibt dem ganzen Apparate ein besonders feierliches, fast heraldisches Gepräge. — Die einzige Taube, die sich meines Wissens ausserdem in Frankreich noch

befindet, zählt zu den vielen Merkwürdigkeiten, an denen auch die kirchliche Abtheilung der glänzenden Privatsammlung von Spitzer in Paris so überaus reich ist. Sie gehörte auf der Düsseldorfer Ausstellung im Jahre 1880 zu der Ausstattung der dort eingerichteten romanischen Kapelle, in der sie über dem Altare von dem niedrigen Gewölbe herunterhing. An ihr hat sich auch der runde Teller erhalten, der, wie Flügel und Schwanz, reich emallirt ist und daher ein neues dekoratives Moment hinzufügt. Sie scheint, wie die meisten der erhaltenen Tauben, im Anfange des XIII. Jahrh. aus einer der zahlreichen Emailfabriken in Limoges hervorgegangen zu sein, die damals auf der Höhe ihrer Grubenschmelztechnik, aber auch des mehr handwerksmässigen Betriebes derselben standen. Diesem entstammen grösstentheils die sarkophagartigen und mit Satteldach bekrönten Reliquien-schreinen, die noch zu Dutzenden, um nicht zu sagen zu Hunderten erhalten sind, ferner die kleinen cylindrischen Pyxiden mit spitzem Deckel, die fast noch zahlreicher begegnen. Obwohl sehr verschieden in Reichthum und Durchführung, sind sie sich doch sehr ähnlich in der Art der Behandlung, der Färbung u. s. w. Den meisten derselben sieht man es an, dass sie oberflächlich und schablonenhaft, also fabrikmässig hergestellt sind, dem massenhaften Bedürfnisse entgegenkommend, welches gerade diese glänzende Zeit besonders auszeichnet. Ihm konnten die rheinischen Emailwerkstätten, die im Besitze einer solideren und glänzenderen Technik zugleich die künstlerische Bedeutung behaupteten und desswegen die individuelle Gestaltung liebten, nicht vollauf entsprechen. Desshalb mag Frankreich, welches im XI. und auch noch in der ersten Hälfte des XII. Jahrh. seine Emailwerke aus dem Rheinlande erhielt, im folgenden Jahrhundert diesem manche geliefert haben, die aber in Zeichnung und Färbung weit hinter den rheinischen zurückstehen. Für die fabrikmässige Herstellung eigneten sich auch die dem Anscheine nach um diese Zeit am meisten beliebten und verbreiteten eucharistischen Tauben wegen ihrer Identität in Bezug auf Grösse, Einrichtung und Behandlung. Die Flügel aber erforderten bei ihrer Ausdehnung und Gliederung eine möglichst reiche Farbenskala, so dass sich gerade bei ihnen die Limoussiner Schmelztechnik auf ihrer Höhe zeigt, sowohl in Betreff der Zahl, wie der Pracht der Farbentöne. Aus diesem Grunde unterliegt aber auch hier die Bestimmung, ob ein französisches oder deutsches Schmelzwerk vorliegt, gewissen Schwierigkeiten. — Die beiden einzigen eucharistischen Tauben, die bis jetzt in Deutschland bekannt waren, befinden sich im Privatbesitz, seitdem

die früher im Erfurter Dome vorhandene zuletzt als Weihrauchschiffchen benutzte (nach Giefers: Praktische Erfahrungen und Rathschläge 3. Aufl. S. 129) in ein Museum übergegangen ist. Die eine, aus Hildesheim stammend, vorzüglich erhalten, bildet eine Perle der vor Kurzem verwaisten Sammlung Culemann in Hannover (von welcher unlängst die Zeitungen meldeten, dass sie für den Preis von 600000 Mark in den Besitz der Stadt übergegangen ist). Sie hat mit emaillirten Federstreifen und gravirten Querborten verzierte Flügel wie emaillirten gleichfalls mit Grubenschmelz geschmückten Schwanz und steht auf einer Scheibe, die wohl in die Vertiefung des leider verloren gegangenen Tellers genau hineinpasste. — Die andere Taube birgt das reiche hohenzollerische Museum in Sigmaringen, in dessen Verzeichniss der Emailwerke von Hofrath Dr. von Lehner Seite 23 sie als Kupferguss, gravirt, emaillirt und vergoldet bezeichnet wird. „Auch die runde Platte, so heisst es weiter, worauf die Taube steht, hat Ornament in vielfarbigen Email.“ — Die beiden eucharistischen Tauben, die in Oesterreich vorhanden, befinden sich noch im ursprünglichen Besitze der Kirchen, die sie haben anfertigen lassen, nämlich des Stiftes Göttweih und des Domes in Salzburg. Beide haben wiederholt auf Ausstellungen figurirt und zieren auch gegenwärtig wieder die im k. k. österreich. Museum für Kunst und Industrie zu Wien veranstaltete als Nr. 546 und 547 des bezüglichen Cataloges. Beide sind auch in den Mittheil. der k. k. Central-Comm. XVIII, 175 und 176 veröffentlicht. Das Salzburger Exemplar, von dem auch der so eben erwähnte Catalog Seite 14 eine Abbildung bietet, hat auf den aufsteigenden Borten der emaillirten Flügel den ungewöhnlichen Schmuck kleiner farbiger Edelsteine und aussergewöhnlich schlanke, ganz ungegliederte Beine, deren derbe, durch Nietens bewerkstelligte Einfügung in den Bauch auf der Zeichnung ersichtlich. Sie münden in grosse Krallen auf einem runden Plättchen, das von stark gewölbter, ganz unverzierter Unterlage getragen wird. Eine kleine Ausladung, zu der sich diese nach hinten erweitert, nimmt unter einem spitzen Winkel ein rundes Stäbchen auf, den Träger des stark gebogenen und nach unten geneigten Schwanzes, eine Eigenthümlichkeit, die mit diesem Exemplare kein anderes theilt. Das etwas niedriger gehaltene Exemplar in Göttweih dürfte in seiner mehr naturalisirenden Behandlung älter als die vorhergehenden sein und weit in's XII. Jahrh. zurückreichen. Dazu unterscheidet es sich von ihnen durch die ganz glatte, jedes Schmelzwerks entbehrende Durchführung, welche die alterthümliche Wirkung um so mehr beeinträchtigt.

tigt, als vor einer Reihe von Jahren dem Messing leider eine neue Vergoldung ist angethan worden, das beste Mittel, um jedem alten Metallgefäße ein gutes Stück seines eigenthümlichen Reizes zu nehmen. Es wurde noch bis vor zwei Jahrzehnten, da die Bestimmung dieser Tauben noch nicht über jeden Zweifel erhaben schien, als Oel- resp. Salbgefäß (Chrismatorium) bezeichnet. — Durch graziöse Form und reiche Ausstattung zeichnet sich die Taube aus, welche in der kirchlichen Abtheilung des Museums der nordischen Alterthümer zu Kopenhagen vorhanden, von Worsaae in Nordiske Oldsager i det Kongelige Museum i Kjöbenhavn abgebildet ist. Der kleine Kopf hat einen etwas nach unten geneigten Schnabel und mandelförmige Augen. Bauch und Rücken haben eine aussergewöhnlich starke Ausbildung wohl zu dem Zwecke erfahren, die Ausdehnung der Mulde zu ermöglichen. Diese ist mit einem stark gewölbten ovalen Deckel geschlossen, der in ornamentirter Umfassung einen farbigen Stein als Mittelschmuck hat. Solcher Steinschmuck verziert auch die elegant gebildeten, nach hinten ganz schmal verlaufenden Flügel, deren Spitzen übereinandergelegt und vernietet sind. Der zackig geränderte breite Schweif ist auch emallirt, nicht minder der grosse runde Teller, auf dem die durch Nietten am Bauche befestigten stelzenartigen Beine stehen. Die erhöhte Mittelscheibe ist mit Arabesken geschmückt, die ihn umgebende Vertiefung mit Quadronen, der in gleichen Abständen durchlöcherter Rand mit Zickzackornament. Mit dieser durch edle Form und glanzvollen Dekor die erste Stelle behauptenden Taube theilt die breite Anlage des fächerförmig gebildeten Schwanzes das Exemplar, welches Laib und Schwarz in ihren „Studien über die Geschichte des christlichen Altars“ auf Tafel II mit geschlossener, mit geöffneter Mulde und in der von ihnen entworfenen Hängevorrichtung (suspensio) abgebildet haben. Der Deckel zeigt im Inneren ein eingegrabenes Sigma in Kreuzesform. — Von besonderer Schönheit und Pracht ist auch die Taube, von der Ott in seinem Buche: „Die ersten Christen ober und unter der Erde“ Seite 324 eine Abbildung gibt. Sie hat einen auffallend glatten Kopf mit sehr kurzem krummem Schnabel und um den Hals ein gravirtes Schuppenband gelegt. Der Muldendeckel ist klein und rund. Die kurzen viereckigen Beine mit ihren weitausladenden Krallen kommen aus ganz kurzen hosenartigen Hülsen heraus. Der breite lange Schwanz ist dreieckig geschlossen und in Grubenemail mit Schuppen und Palmetten am Rande mit einem Zickzackfries verziert. Die langen lanzettförmigen, ebenfalls emallirten Flügel sind im Unterschiede von denen aller an-

deren Tauben mit ganz feinem, sehr reichem und üppigem Ornament, mit fein stilisirten Blättern und Ranken bedeckt, wie besonders die deutschen Miniaturen in der spätromanischen Epoche sie mit Vorliebe anwandten. Gerade diese so originelle wie vornehme Behandlung macht den deutschen (vielleicht kölnischen) Ursprung dieses Exemplares mehr als wahrscheinlich, obwohl es sich in Frankreich befinden soll.

Während alle bisher erwähnten Tauben vor der Mitte des XIII. Jahrh. entstanden sein müssen, weist eine von Reusens: *Éléments d'archéologie chrétienne* II, 328 erwähnte, aus vergoldetem Kupfer gebildete Taube im Museum zu Brüssel durch den Charakter ihrer Ornamentation auf das XIV. Jahrh. hin. Hieraus folgt, dass man in der gothischen Periode auf diese Art, die hl. Eucharistie aufzubewahren, noch nicht hat verzichten, vielmehr sie hat festhalten und sanktioniren wollen, vielleicht im Gegensatze zu manchen Versuchen, sie abzuschaffen. Auf die spätgothische Zeit aber, in der die Einrichtung der Sakramentshäuschen ganz allgemein wurde, wenigstens in Deutschland, scheint sich dieses Bestreben nicht mehr ausgedehnt zu haben, denn aus ihr ist kein einziges Exemplar bekannt.

Zu den im Vorstehenden aufgezählten 14 eucharistischen Tauben, die vielleicht noch durch irgend ein verstecktes Exemplar (wie z. B. ein solches vor einer Reihe von Jahren der Kunsthandel von Köln nach Hamburg entführt haben soll) ergänzt werden mögen, tritt als neuer Zeuge für ihren Gebrauch auch im Rheinlande die neuentdeckte von Münstermaifeld hinzu. Sie ist auf der beigehefteten Tafel photolithographisch abgebildet in der defekten Form, in der sie sich gefunden hat und in ihrer natürlichen Grösse von 14 cm Höhe (ohne die Beine), 21 cm Länge und $7\frac{3}{4}$ cm Dicke. Aus Rothkupfer getrieben ist der ganze Körper ohne Flügel und Schwanz in zwei Stücken gearbeitet, die auf dem Rücken zusammengelöthet, unter dem Bauche in ganz engem Spalt zusammengefügt sind. Der Schwanz besteht aus einer trapezförmigen, an den Rändern umgebogenen Platte, welche mit ihrer Schmalseite unter dem Bauche befestigt ist. Der ganze Körper, einschliesslich des Schwanzes, ist mit einem fortlaufenden, sich ineinanderschiebenden Schuppen- oder Schindelornament versehen, welches nicht gerade sorgsam und fein eingravirt ist. Sodann folgte die Vergoldung. Die beiden ebenfalls aus Rothkupfer getriebenen, lang und edel entfalteten Flügel legen sich ziemlich enge an den Körper an von der breiten Rundung, welche bis zur Brust reicht, bis zu den schmalen Spitzen, die doppelt vernietet auf dem Schwanz kreuzen. Je drei Nägel

halten die Flügel mit dem Körper verbunden. Diese sind ganz mit Grubenschmelz bedeckt, der in die mit dem Grabstichel ausgehobenen Bettungen eingetragen ist, so dass jede einzelne in drei Farben sich abtönende Feder durch den im Metall stehen gebliebenen vergoldeten Steg abgegrenzt wird. Diese Stege sind ganz fein und schwach, aber doch auch auf der photographischen Abbildung hinreichend erkennbar punktirt. Sieben verschiedene Farben hat der Schmelzkünstler zur Ausfüllung der Gruben verwendet, ein etwas unreines Weiss, ein opakes bräunliches Roth, ein in's Grünliche spielendes Gelb, ein dunkles Grün und ein helles Grün, ein dunkles ziemlich mattes Blau und ein helles türkisartiges Blau mit einem kleinen Stich in's Grünliche. Mit diesen Farben hat der Emaillieur die Flügel dekorirt, immer je aus drei derselben die einzelnen Federn bildend, die abwechselnd aus Gelb, Dunkelgrün Roth, aus Weiss Hellblau, Roth, aus Weiss Türkisblau Roth, aus Gelb, Hellgrün, Roth zusammengesetzt sind ohne trennende Metallfäden. Die halbrunde Scheibe, die den Ausgangspunkt der Flügel bildet, hat schuppenförmiges Gefieder; ein dunkelblaues Band mit elf vergoldeten Tupfen trennt sie von den in sechs aufsteigenden Reihen sich ordnenden Federn, die in derselben Reihe stets dieselbe Farbenabstufung zeigen. Diese muss den Hauptanknüpfungspunkt bilden, um die Heimath des Gefässes zu bestimmen, ob es nämlich rheinischen oder französischen Ursprunges ist. Da das glänzende Weiss, das kräftige Ziegelroth, das halbdurchsichtige Dunkelblau, das brillante Türkisblau, welches die rheinischen Schmelzwerkstätten zu erreichen vermochten, auf den vorliegenden Flügeln fehlt, auch die Abgrenzung der einzelnen Farben die Schärfe vermissen lässt, welche jenen vielfach gelang, auch die oben bereits erwähnte Punktirung der Stege meines Wissens in jenen nicht üblich war, so wird die Heimath der Taube in Limoges zu suchen sein. Dieses überschwemmte ja im Anfange des XIII. Jahrh., aus dem sie zweifellos stammt, auch die Rheinlande mit allerlei liturgischem Geräth, namentlich mit Kreuzen, kleinen Reliquienschreinen und Pyxiden, wie die Kirchenschätze sie hier noch zahlreich enthalten. Auch die mehr fabrikmässige Art, mit der dort gemäss den obigen Mittheilungen die Goldschmiede- und Emaillirkunst betrieben wurde, lässt sich an unserer Taube nicht verkennen. Ihre Gestalt ist nicht gerade edel, der Kopf etwas unförmlich, der Hals dick und kurz, der Schwanz etwas roh, die Gravirung nachlässig, so dass die Taube manche Unvollkommenheiten aufweist, auch abgesehen von den Mischhandlungen, die sie erfahren hat. Unter diesen entstellt am meisten der

Mangel des ursprünglichen Schnabels und dessen späterer Ersatz durch eine aus Messing (nicht aus Kupfer) ganz roh hergestellte Hülse. Von den beiden blauen Glasflüssen, welche die beiden Augen füllten, hat sich nur der eine erhalten. Von der Mulde, die $5\frac{3}{4}$ cm lang, 4 cm breit, 3 cm tief und auch vergoldet ist, fehlt der Deckel, von dem noch das Charnier erhalten und dessen Verschlussart das kleine viereckige Loch auf dem Rücken illustriert. Die Flügel sind bis auf einige ausgesprungene Stellen an ihren Enden gut erhalten, der Schwanz hingegen verletzt und in rohester Weise unter dem Bauche verlöthet. Die beiden kleinen Löcher unter dem Bauche zeigen die Art, wie die Beine befestigt waren. Das grössere Loch zwischen ihnen rührt von dem Nagel her, der auch durch die Mulde getrieben wurde, um mit ihm die Taube auf dem Schaldeckel zu befestigen, nachdem sie ganz mit Goldbronze war überdeckt worden. So gewaltthätig unberechtigt und geschmacklos diese Verwendung der Taube war, man kann ihr doch nicht grollen, weil sie für dieselbe der rettende Engel geworden ist, wie die Tünche die Retterin der meisten alten Wandgemälde. Diese Verwendung scheint im XVII Jahrh. stattgefunden zu haben, in dem also hier der Gebrauch der eucharistischen Taube nicht mehr bestand und auch in der Erinnerung längst verschwunden gewesen sein wird, weil man sonst wohl Bedenken getragen haben dürfte, einem so ehrwürdigen Gefässe eine solche Misshandlung zuzufügen. Es wird sich jetzt darum handeln, diese wieder gut zu machen durch eine Restauration, die sich auf das Nothwendigste beschränken und doch gründlich sein muss. Diese ist nicht schwer, da es an den detaillirtesten Anhaltspunkten nicht fehlt, aber auch nicht kostspielig, da sie eine einfache Arbeit ist. Im hergestellten Zustande wird denn dieses merkwürdige Gefäss in der alten Stiftskirche, der es gehört und der sonst aus ihrer alten Bauzeit kein einziger liturgischer Gebrauchsgegenstand erhalten geblieben ist, Träger der erhabensten Erinnerungen sein als die einzige eucharistische Taube, die einem deutschen Kirchenschatze verblieben ist.

Schnütgen.